

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 224 (1945)

Artikel: Jakob Gujer, ein bäuerliches Vorbild im 18. Jahrhundert
Autor: Nägeli, Albert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-375241>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Jakob Gujer, ein bäuerliches Vorbild im 18. Jahrhundert.

Von Dr. phil. Albert Nägeli, Trogen.

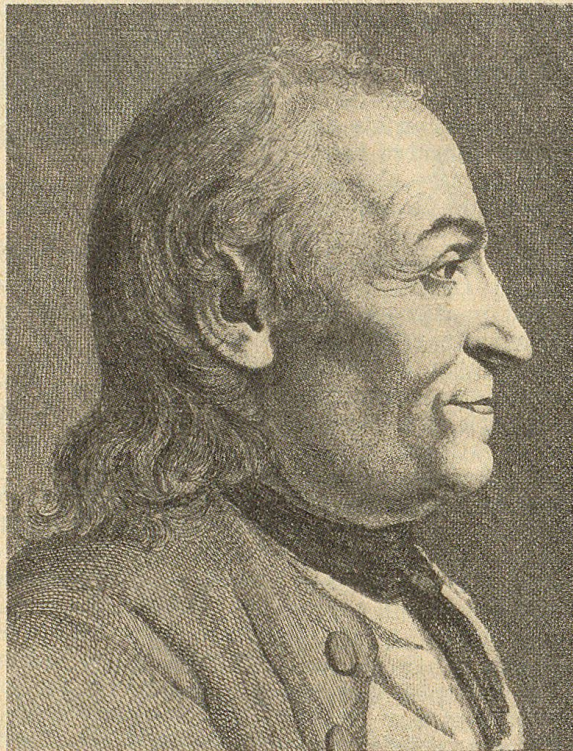
„De Puur im Chaat, Erhalt, was stah und gah“, so lautet ein altes Sprichwort. Ihm nach sollte man meinen, dem Nährstand wäre zu allen Zeiten größte Aufmerksamkeit und Achtung zuteil geworden. Denn wie könnte ein Volk bestehen ohne die schwere Bauernarbeit, und wenn, wie dies die jüngste Zeit gelehrt hat, die Arbeitskraft des Landmanns nicht ausreicht, um alle zu ernähren, wenn die Zufuhren abgeschnitten sind, dann müssen sogar solche zu Karst und Spaten greifen, die bisher derartige Arbeit gering geschätzt haben oder sie nicht gewohnt sind; denn die Erde gibt nichts her, ohne daß man es ihr mit Mühe und Schweiß abringt. Und doch lebte der Bauernstand jahrhundertlang gedrückt und gering geachtet, ja in den meisten Ländern Europas in Leibeigenschaft oder Hörigkeit. Das Land, das er bebauete, gehörte selten ihm als freies Eigentum, sondern mächtigen Grundherren, war mit Abgaben, Zehnten, Frondiensten belastet, die ein wirtschaftliches Vorwärtstommen fast unmöglich machten. In der Schweiz mochten die Verhältnisse um vieles besser sein, aber auch da waren die Bauern, ausgenommen in den demokratischen Landkantonen (wo es freilich neben den „Herrnbauern“ auch genug geplagte Schuldbäuerlein gab, meist „Untertanen“, die vielleicht in Gemeindeangelegenheiten eine gewisse Selbstständigkeit besaßen, aber sonst von jeder

Mitregierung ausgeschlossen waren. Während Handel und Gewerbe schon längst eine ansehnliche Höhe erreicht hatten, kümmerte sich kein Mensch um die Hebung der Landwirtschaft, und wie hätte der gedrückte, von Staat und Kirche in Unwissenheit gehaltene Bauer sich selber helfen können? So wurstelte er nach Urvätersitte weiter, vertraute auf Postage, die Stellung der Gestirne und allerlei Zaubermittel, wenn's schief ging. Ein großes Hindernis war der Flurzwang. In der Nähe der Wohnstätten lagen Gemüseland und Baumgärten, weiter weg die Ackerflur, die der Bauer nicht nach eigenem Ermessen bebauen durfte, da sie in Zelgen eingeteilt war und nach der sog. Dreifelderwirtschaft angebaut werden mußte, d. h. im ersten Jahr mit Winterfrucht, Weizen oder Mengkorn, im nächsten mit Sommergetreide oder niederen Feldfrüchten (Hafer, Gerste, Linen); im dritten

Jahre blieb der Acker bis zum Umbruch für die Winterfaat brach liegen; wenn's gut ging, erhielt er eine Düngung. Nach der Ernte überließ man die Acker dem Weidgang des Viehs. War auf diese Weise immer ein Drittel des Ackerlandes unausgenützt, so kannte man Kunstwiesen und Futtermittelbau kaum, und die ungenutzten Allmenden, die der Dorfgemeinschaft gehörten, waren gewöhnlich nur als schlechtes Weidland dienlich. Rechnet man dazu die Zerstückelung des Grundbesitzes, den schlechten Unterhalt des Viehs (eine Ausnahme machten bloß die für den Markt züchtenden Bergkantone), den Verlust an Arbeitskraft, Zeit und Dünger, so bekommt man ein wenig erfreuliches Bild bäuerlicher Wirtschaft bis ins 18. Jahrhundert hinein.

Lange Zeit hatte man in den europäischen Ländern aus fiskalischen Interessen einseitig bloß Handel und Industrie gefördert. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts dämmerte zuerst in Frankreich, wo die Verhältnisse am schlimmsten waren, bei einsichtigen, aufgeklärten und menschenfreundlichen Männern die Erkenntnis auf, daß der Niedergang des Bauernstandes auch den Niedergang des Staates mit sich führe. „Armer Bauer, armes Königreich, armer König“ mahnte Ludwig XV. Leibarzt, Quesnay, und der Weckruf solcher Männer fand in ganz Europa seinen Widerhall. Die 1747 in Zürich gegründete Naturforschende Gesell-

schaft nahm sich der Landwirtschaft an. Die ökonomische Gesellschaft in Bern, 1759 von dem Patrizier Joh. Rudolf Eschiffeli ins Leben gerufen, war der erste landwirtschaftliche Verein Europas überhaupt. Schon um 1780 war unter ihrem Einfluß die veraltete Dreifelderwirtschaft im Bernbiet verschwunden, wurden immer rationellere Betriebsmethoden, Stallfütterung, richtige Düngung mit Mist und mineralischen Bestandteilen (Gips), Kunstwiesen, Anbau von Sparsette und Klee, richtige Waldkultur u. a. eingeführt. Die Allmenden wurden aufgeteilt und damit einer intensiveren Bewirtschaftung erschlossen. So haben die Gemeinden Rheineck, Evangelisch- und Katholischthal 1770 nach langem Streit das Bauriet in 713 gleiche Parzellen aufgeteilt und wurde ein Jahr später das weiter südlich gelegene Eisenriet mit seinen 2089



Jakob Gujer, gen. Kleinjogg.
Nach einem Kupferstich in Lavaters Physiognomik.

Zucharten einer jahrhundertelangen Verödung entrisßen. Die Hungersnot von 1770/71 verhalf der bis dahin immer voll Mißtrauen angesehenen Kartoffel zu ihrem Siegeszuge.

Der alte Schlendrian und eingewurzelten Vorurteilen auf den Leib rückt, braucht für Gegner nicht zu sorgen. Der schlimmste hieß Bequemlichkeit. Dazu kam, daß die wohlgemeinten Vorschläge von „Herren“ her kamen, die der regierenden Schicht angehörten, und allzu lang hatte der Bauer von oben herab nur Demütigendes und Drückendes erfahren, als daß er nicht mißtrauisch hätte sein sollen. „Sie wollen uns Bauern die unansehnlichen kotigen Erbpfänder zu fressen geben, damit sie umso mehr in unserem guten Korn, Anken und Wein schwelgen können“, hieß es da zuweilen. Da war es ein Glück, daß sich intelligente Bauern fanden, die es wagten, Anfeindungen und Spott ihrer Dorfgenosser zum Trotz, die Neuerungen praktisch auszuprobieren und in einträchtiger Zusammenarbeit mit den „Studierten“ Vorurteile und Aberglauben überwinden halfen. Einer der bedeutendsten und verdienstlichsten unter ihnen erlangte sogar europäische Berühmtheit.

Das war Jakob G u j e r von W e r m a t s w i l, zwischen Uster und Pfäffikon, genannt der „Ehlijogg“ oder wie sein Biograph Hirzel verhochdeutsch „Kleinjogg“. Am 9. August 1716 geboren, hatte er bei seines Vaters Tod mit fünf Brüdern ein Bauerngut geerbt. Der älteste Bruder nahm seinen Anteil an liegendem Gut hinweg, zwei ließen sich für ihren Teil auszahlen, so daß den beiden übrigen Brüdern eine Liegenschaft von 94 Zucharten blieb, die zu 8000 Gulden geschätzt wurde, aber mit 500 Gulden Schulden belastet war. Dazu war das Gut sehr verbesserungsbedürftig und brauchte bedeutende Arbeit um rentieren zu können. Da fanden Jakob und Felix als das Beste, die beiden Haushaltungen zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammenzuschließen, in der frohen Zuversicht, daß ein gesunder Nachwuchs zum Arbeitseinsatz bereitstehe, wenn durch Verbesserung der Wirtschaft die Arbeitslast, aber auch der Ertrag größer würden. Jakob sah ein, daß die Mängel im damaligen Feldbau weniger im Fehlen geeigneter Nutzpflanzen als in ungenügender Bearbeitung lagen. Durch Einführung der Stallfütterung gewann er den nötigen Dünger, den er dadurch vermehrte, daß er Abfälle aus Wald und Feld, Reisig, Laub, Moos und Stroh mit Jauche übergoss und gären ließ. Er vermischte den schweren, lehmigen Boden mit sandigem und moorigem und versuchte die damals neuaufgekommene Düngung mit Gips. In zäher, harter Arbeit, bei der sich Felix willig den Anordnungen seines überlegenen Bruders fügte, erhöhten sich Ertrag und Wert des Gutes von Jahr zu Jahr. Der Überschuss wurde zur Vergrößerung des Hofes verwendet, indem die Brüder billigen, aber meliorationsfähigen Boden ankauften, drainierten und bewässerten, was freilich mit der Zeit umso schwieriger wurde, je mehr die Nachbarn, von dem Erfolg überrascht, ebenfalls anfangen, ihren Boden zu verbessern und dadurch dessen Wert erhöhten. Kein Wunder, daß die Naturforschende Gesellschaft in Zürich auf den unternehmenden Landmann aufmerksam wurde und bei ihrer Absicht, den Stand der zürcherischen Landwirtschaft zu heben, keinen besseren Helfer finden konnte als ihn. Besonders war es

der menschenfreundliche Arzt Dr. Hans Kaspar H i r z e l (1725–1803), eines der Häupter der zürcherischen Republik, Schriftsteller und Förderer aller gemeinnütziger Bestrebungen, der in Kleinjogg den in jeder Beziehung vorbildlichen Bauer sah und ihn der Welt in einem aufsehenerregenden Buche „Der philosophische Bauer“ (1761) vorstellte. Auf des Bauers Rat führte die Gesellschaft die sog. Bauerngespräche ein, d. h. Unterredungen mit Landwirten in Gegenwart angesehener Staatsmänner über alle Fragen der Landwirtschaft.

Guter ging seinen Weg, ohne darauf zu achten, daß viele seiner Dorfgenosser ihn als Sonderling verspotteten. Die ungeteilte Haushaltung, in der nicht nur die verheirateten Söhne beisammenblieben, sondern auch Schwiegeröhne, brauchte selbstverständlich eine geschickte Führung. Jakob hatte 6, Felix 5 Kinder, und dieser Familienstaat nahm natürlich fast jedes Jahr an Einwohnerzahl zu. Lebensmittel und Geld standen allen gemeinsam zur Verfügung. Nichts war verschlossen, denn da alles zum Leben Notwendige bei schlichter und gesunder Ernährung in Genüge vorhanden war, lebten alle zufrieden. Eine sorgfältige Erziehung sorgte dafür, daß in den Kindern nicht der Hang nach leeren Vergnügungen, nach Leckereien oder Luxus aufkam. Obwohl auf seinem Hofe das Tavernenrecht bestand, ließ er sich den verlockenden leichten Gewinn aus dem Wein- und Mostauschank entgehen, weil er darin eine Verleitung zum Müßiggang und zur Leichtlebigkeit für die eigenen Leute wie für die Gäste sah. Eintreffenden Wanderern wurde nicht mehr als ein Schoppen gereicht. Mag uns auch manches an seinen Anordnungen und Gewohnheiten heute seltsam berühren, so war er doch weder ein Tyrann noch ein Kopfhänger. Er liebte die Fröhlichkeit bei der Arbeit, die er am Morgen mit gemeinschaftlichem Gebet begann und tagsüber gern mit frohen Liedern begleiten ließ. Die Kinder unterrichtete er mit seinem Bruder selbst; am Samstagabend und am Sonntag übte und sang er mit ihnen Lieder, und zu diesen frohen Gesangsstunden fanden sich oft junge Leute von weit her ein. Bücher las er, abgesehen von der Bibel kaum. Er wollte in allem nur Bauer sein und überließ die Lektüre den Studierten. Seine Lebensweisheit war so schlicht und einfach wie er selbst. Er mußte, daß alle Verbesserung der Wirtschaft mit der sittlichen anfangen müsse, und daß, um beides zu fördern, es der Zusammenarbeit von Bauern, Behörden und Geistlichen brauche. „Nur der kann den Segen von Gott versprechen, der in seiner Arbeit getreu ist und im Schweiß seines Angesichtes sein Feld bebaut . . . Ein fleißiger Bauer hat kein Fehljahr, er ist immer zufrieden. Ein Müßiggänger erwartet alles vom Himmel und schreibt es dem Unglück zu, wenn er weniger einsammelt als der Fleißige“, pflegte er oft zu sagen. Der Hausvater müsse durch sein Vorbild wirken, darum der erste und der letzte bei der Arbeit sein. Seine Gewalt erstreckte sich nicht weiter, als die übrigen Hausgenossen zur Nachahmung anzuspornen. Sein bester Freund bat ihn einmal, einem Knechte Anleitung zu geben, wie man Acker mit Mergelkies verbessere. Der Mann fasse leicht auf, sei aber bequem und lässig in der Arbeit. Umso erstaunter war Kleinjogg, mit wieviel Eifer, Kraft und Geschick, wie rasch und zuverlässig der Knecht ans Werk

ging. Das anfeuernde Beispiel eines Meisters hatte ihm bis jetzt gefehlt! „Arbeite getreu in deinem Berufe. Tue allemal das, was du in diesem Augenblicke findest, daß du tun solltest. Erwarte keinen andern Segen als den Lohn einer überlegten und treuen Arbeit.“ Das Geheimnis seines Erfolges beruhte nicht zum wenigsten darin, daß jeder Schritt, jede Neuerung wohl überlegt war. Man müsse zuerst das Unnütze, Schädliche ausrotten, bevor man an Verbesserungen denken dürfe, und nicht mehr Güter besitzen, als man richtig bebauen könne; erst wenn man das Vorhandene auf einen Höchststand gebracht habe, dürfe man an die Vermehrung der Güter denken. Sein Viehstand hatte sich genau nach der eigenen Futterbasis, wie man heute sagen würde, zu richten. Wir dürfen dabei nicht vergessen, daß der Futterbau damals noch in den Anfängen steckte, Kleinjogg einer der ersten war, der Kunstwiesen anlegte, wozu er nur den besten Ackerboden nahm und den freien Weidgang ganz aufhob, weil dabei zu viel Dünger verloren ging und der Milcherttrag hinter dem bei Stallfütterung zurückblieb. Mehrmals übergab ihm die Naturforschende Gesellschaft neue Klee-, Gras- und andere Futterforten, damit er sie ausprobieren. Über Viehzucht und Grasbau durfte aber der Ackerbau nicht zu kurz kommen. Er erkannte den Wert des Fruchtwechsels, beachtete, daß Weizen schwereren, Roggen leichteren Boden liebt. Als einer der ersten in seiner Gegend erkannte er die Bedeutung des Kartoffelbaues für die Volksernährung, und die Feuerung von 1770/71 gab ihm vollauf recht. Die Erdäpfel fehlten selten auf seinem Familientische, und die Beimischung von einem Drittel Kartoffelbrei zum Brotteig ersparte ihm Korn.

1769 wurde ein Lehenhof frei, alter klösterlicher Besitz, der zur Reformationszeit zürcherisches Staatseigentum und dem Kornamte, einer Domänenkammer zugeteilt worden war. Es war der Katzenrütihof. Das Gut war stark vernachlässigt, der letzte Pächter in Schulden geraten. Was lag näher, als daß die Regierung, auf Anraten Hirzels und der Naturforschenden Gesellschaft, das Lehen Jakob Gujer übertrug, damit er hier einen Musterbetrieb schaffe, zumal der Hof zwischen zwei Dörfern lag, in denen der Ackerbau sehr im Argen lag. Zwei Wegstunden von der Stadt entfernt, nördlich des Katzensees, etwas erhöht gelegen, in anmutiger Gegend, umfaßte das Gut 65 Mannwerk Wiesen, 120 Acker, dazu 12 Zucharten Laubwald und 4 Zucharten Reben. Es war alter Gletscherboden, zumeist schwerer Letten, daneben kiesiger, trockener Grund, weiter oben Sand. Sumpfige Stellen befanden sich sogar mitten im Ackergrund. Trotz allen Schwierigkeiten packte Gujer die Aufgabe an und versprach in einigen Jahren den Zehnten zu erhöhen. Den Hof in Vermatswil überließ er seinem Bruder und einem Teil seiner Haushaltung, mit dem andern zog er nach dem neuen Sitze. Zunächst rottete er die wuchernden Zäune aus, verbrannte sie samt dem Waldgestrüpp und verwendete die Asche als Dünger. Wieder wandte er sein altes Mittel, verschiedene Erden zu vermischen an. Die Sandgrube oberhalb des Heimwesens wurde ihm unschätzbar. Hier führte er gerne interessierte Besucher hin und besprach sich mit ihnen über wirtschaftliche Fragen. Der Bildhauer Sonnen

schein hat in einem anmutigen Relief eine dieser Szenen festgehalten. Neben dem natürlichen Dünger verwendete er auch hier wieder sehr viel Gips, den er aus dem nahen Behntal bezog. Vor allem brauchte es umfassende Drainagearbeiten. Gräben wurden ausgehoben, zur Hälfte mit Steinen ausgefüllt, diese mit Tannästen bedeckt und der Graben wieder aufgefüllt. Das abfließende Wasser diente wieder zur Bewässerung trockener Felder. Fachleute staunten über die riesige Arbeitsleistung, die Planmäßigkeit und fast mathematisch genaue Berechnung, die einem ausgebildeten Ingenieur Ehre gemacht hätte. Der Erfolg blieb auch hier nicht aus. 1769 bestand die Ernte aus 4000 Garben. 1773 aus 8000; der Vorgänger hatte 8 Pferde und 8 Stück Rindvieh gehalten, in Kleinjoggs Stall standen 5 Pferde und 20–22 Stück Kühe und Ochsen.

Hirzels Schrift, vor allem die französische Übersetzung des Basler Hauptmanns Joh. Rudolf Frey, unter dem Titel „Le Socrate rustique“ verhalfen Kleinjogg zu einem europäischen Rufe, der bis nach England und Polen reichte. Mit dem Dichter Salomon Gessner, auch einer seiner Freunde, war er der berühmteste Zürcher seiner Zeit. Ja, begeisterte Besucher nannten den Katzenrütihof und den Sihlwald, die Wohnung Gessners, das Mekka und Medina der Schweiz. Der große Rousseau pries das Land glücklich, wo die Kleinjoggs den Boden bebauen und die Hirzel das Schrifttum und wünschte seine letzten Tage bei Zürich am Ufer der Limmat zu verbringen. „So immer in seinem Kreise, so eine Sonne in seiner Welt. So schön in seiner Tüchtigkeit, in seiner Unangestrengtheit, seiner Offenheit so herrlich“, schrieb der enthusiastische Lavater. Der Nationalökonom Graf Mirabeau, der Vater des bekannten Staatsmannes der französischen Revolution, nannte ihn das Kleinod des Jahrhunderts. In der niederen Bauernstube des Katzenrütihofes saßen bei kräftiger Bauernkost mitten unter dem Hausgesinde oft würdige Senatoren aus Venedig, berühmte Gelehrte, Adelige, Fürsten und sogar Prinzessinnen und ließen sich's wohlchmecken. „Man kann frisch zuhauen, wenn man sieht, daß es vollauf ist“, ermunterte der Gastgeber den großen Dichter Goethe, der 1775 an eine Freundin schrieb: „Ich habe kein aus den Wolken abgesenktes Ideal angetroffen, Gott sei Dank, aber eines der herrlichsten Geschöpfe, wie sie diese Erde hervorbringt, der auch wir entsprossen sind.“ Für Pestalozzi blieb der Bauer am Katzensee das Vorbild als Mensch wie als Bauer. Gewiß müssen wir in solchen Lobeshymnen manches auf das Konto jenes zu überschwenklichkeit und Schwärmerei geneigten Zeitalters sehen. Tatsache ist, daß der Ruhm Jakob Gujer nicht zu Kopfe stieg, daß er, seinen Grundbesitz getreu, der einfache schlichte Bauer blieb und niemand schmeichelte, der schönste Beweis seiner inneren Größe. Die vornehme Helvetische Gesellschaft, die am Vorabend der Revolution, leider zu spät, eine geistige Erneuerung der Schweiz anstrebte, schätzte seinen Rat. Zu Fuß machte er sich 1774 auf den 7stündigen Weg nach dem Orte der jährlichen Versammlung im Bade Schinznach, in seinen gewöhnlichen Zwilchkleidern, ein Stück Brot in der Tasche. In Brugg holte ihn jedoch der deutsche Burggraf zu Dohna in seinem Wagen ab, und am nächsten Tage sah man den Bauer Arm

in Arm mit dem Herzog Ludwig Eugen von Württemberg in eifrigem Gespräch wandeln.

Freilich, auch ein Kleinjogg konnte nicht alle Ziele erreichen. Wohl bedeuten die Versuche jener Zeit einen ersten Schritt zur modernen Landwirtschaft und Agrarchemie, allein bei den vielfach wunderlichen Vorstellungen, die jene Zeit von Ernährung und Wachstum der Pflanzen, von der chemischen und physikalischen Beschaffenheit des Bodens hatte, mußte mancher Versuch fehlschlagen. Sujers Ideal, Söhne und Schwiegersöhne in einer Großfamilie, einer einzigen Arbeits- und Gütergemeinschaft beisammen zu halten, stieß auf mancherlei Schwierigkeiten. Es ist leicht möglich, daß sich die Eigenwilligkeit und Überlegenheit des Vaters da und dort ungewollt als Druck auswirkte. Oft klagte der Vater bei steigendem Wohlstand über die Sucht nach Reichtum bei den Söhnen. Einige seiner Kinder konnten es ihm auch nicht verzeihen, daß er nach dem Tode seiner Frau, obwohl in älteren Jahren, noch einmal mit einer jüngeren Person sich verheiratete. Allein auch in Mißbelligkeiten bewährte er sich als „der philosophische Bauer“. Einem Tochtermann, mit dem er in Zwistigkeiten geraten war, half er uneigennützig zu einem eigenen Hof. „Ich habe ihn niemals niedergeschlagen gesehen. Er blieb immer ruhig“, lobte ihn Hirzel, der selber mit seinem aufbrausenden Temperament zeitlebens nie fertig geworden ist.

Ende der Sechzig machte sich ein unaufhaltsamer Zerfall seiner Kräfte bemerkbar. Bedenken wir, daß er die Fünfzig stark überschritten hatte, als er den Rakenrütihof übernahm und in fast übermenschlicher Arbeit auf die Höhe brachte, so darf uns nicht wundern, wenn jetzt seine Kraft verbraucht war. Am 2. Oktober 1785 erlöste der Tod den fast 70-Jährigen von seinem Siechtum, dessen größte Qual die erzwungene Untätigkeit gewesen war.

„Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweihet.“ Dieses Goethewort läßt sich wohl auf die Stätte von Kleinjoggs Wirksamkeit anwenden. Die edle Freundschaft, die den vornehmen Zürcher Ratsherren mit dem einfachen Bauer verband, wurde auch von den Söhnen der beiden hochgehalten. Als in den schlimmen Tagen von 1799 die Umgebung von Zürich durch die kämpfenden Heere der Österreicher, Russen und Franzosen furchtbar verwüstet wurde, suchte der besorgte junge Hirzel seinen Freund, Kleinjoggs Sohn, auf. Zertreten lagen die Felder, geplündert waren Obstgärten und Aeben, die Speise- und Futtervorräte aufgezehrt, der Viehstand geraubt. Allein, wie erstaunt war Hirzel über die Ruhe und Gelassenheit des Bauers und seiner Familie. „Mehr aber erstaunte ich, noch vor dem Eintritt des Winters seine durchgewühlten Acker abgeebnet, umgearbeitet, angefät, die Spuren der übrigen Verheerung, so gut es möglich war, verdrängt zu sehen.“ Und mehr als 50 Jahre später weiß ein Chronist zu berichten: „Der Rakenrütihof bewährt immerfort, daß der landwirtschaftliche Geist Kleinjoggs auch auf seinen



Der Rakenrütihof, 1799, nach der ersten Schlacht bei Zürich.
(Vorn Kleinjoggs Sohn im Gespräch mit einem russischen Gardisten und einem österreichischen Dragoner. Im Hintergrund der Rakensee und der Höngerberg mit russischem Lager.) Aus dem Neujahrsblatt der Hülfsgelehrten Zürich 1800.

späteren Nachfolgern ruht, indem der Hof gegenwärtig, obschon er unter vier Anteilhaber geteilt ist, 80–90 Stück Vieh ernährt. Alle Kulturgegenstände des Kantons, die verschiedensten Arten von Getreide und Futterpflanzen, Hanf, Flachs, Rebsamen, Erdäpfel gedeihen auf dem musterhaft angebauten Lande.“

Doch der Segen Kleinjoggs ruht nicht bloß auf dem kleinen Erbsenfeld, den er bebaute, er ruht auf dem ganzen Land. Denn wie hätten wir in diesen Kriegsjahren durchhalten können ohne unsere hochentwickelte Landwirtschaft, die unsere Führung sicherstellte, und wie hätte jene ihren hohen Stand erreichen können ohne die Vorarbeit jener wackeren Pioniere des 18. Jahrhunderts, die uns auch als Menschen und Bürger heute noch leuchtende Vorbilder sind?

*

„Flüst're ein Geheimnis nur dem besten Freunde zu, doch bleib stets eingedenk: Dein bester Freund – bist Du!“
(Jul. Hammer.)

*

Der Ehestand ist wohl bestellt, wo jeder Teil sein Szepter hält; die Frau regiere Herz und Topf, der Mann den Becher und den Kopf.
(Wilh. Müller.)

*

Frauenarbeit im Hause sieht man nur, wenn sie nicht gemacht wird.